



Jane
Die Miller
magischen
Jahre

*Im Alter
beginnt ein
neues Leben*

Atlantik

A

braunem Wildleder mit ausgeschnittenen gelben Sternen eine Einkaufsexpedition, in der Hoffnung, ein weiteres Paar genau wie dieses zu finden. Doch Schuhe wie meine sind längst aus der Mode, und ich kehrte mit leeren Händen zurück.

Natürlich ist auch übertriebene Sparsamkeit im Spiel; dazu wurde ich erzogen – sie zu praktizieren ebenso wie sie zu verachten, und mir überhaupt alle möglichen Sorgen um Geld zu machen. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich mich fast immer an den Preis von Dingen erinnere. Mein Vater betrachtete Sparsamkeit als Tugend und hinderte meine Mutter daran, ihr geerbtes Geld auszugeben. Zum Schluss ging sie ebenfalls äußerst »vorsichtig« mit Geld um, obwohl ich glaube, dass sie von Natur aus großzügig war.

Beide Haltungen habe ich übernommen. Ich gebe gern Geld weg, mache aber nur ungern Geschenke, weil ich davon überzeugt bin, dass meine Geschenke genau das sind, was die Leute nicht wollen. Und ich selbst besitze so viele Dinge, die ich nicht will, dass mir der Gedanke, anderen ungewollte Dinge aufzudrängen, zuwider ist. Aber ich stelle den Leuten gern Schecks aus, und um das mit der erforderlichen Nonchalance tun zu können, muss ich sicher sein, dass ich genügend Geld auf der Bank habe. All das ist keineswegs selbstlos. Ich schreibe darüber, weil ich glaube, dass diese Gewohnheiten sich in meiner Natur zu ausgefahrenen Gleisen verfestigt haben und längst unabänderlich sind. Bezeichnenderweise runzelt man über Schecks heute die Stirn und erwartet von uns, Geldsummen online zu überweisen. Bislang bin ich daran gescheitert, dieses Kunststück zu bewerkstelligen. Ein einziges Mal habe ich es versucht und war so langsam, dass der Computer einen Betrugsversuch witterte und mich nicht fortfahren ließ.

Wenn es mir gelingt, etwas zu kaufen, liegt das Vergnügen daran vor allem in dem Gedanken, dass es »bis zum Ende vorhält«, dass es vielleicht das letzte Paar Socken, das letzte Hemd, der letzte Pullover ist, die ich je kaufen muss. Auf jeden Fall fahre ich mein letztes Auto. Und weit davon entfernt, mich von diesem Gedanken niederdrücken zu lassen, genieße ich ein Gefühl wohliger Wärme: wie eine gemütliche Beatrix-Potter-Figur, die überwintern muss, vielleicht Mrs Tiggy-Winkle, die klugerweise für den bevorstehenden Winter gehamstert hat (falls man von Igel sagen kann, dass sie hamstern). Ich habe meine Arbeit getan, habe Zeit gespart und bin

gefasst auf jedes Unwetter, auf Überschwemmungen, Erdbeben und Terroranschläge.

Apropos, neulich bekam ich Besuch von einer freundlichen schwarzen Polizistin, die wissen wollte, was sie und ihre Kollegen in Kensington und Chelsea meiner Meinung nach gegen Terroristen unternehmen sollten. Im Norden des Bezirks hat es ein paar davon gegeben, und einer hatte in einem kleinen, von Unkraut überwucherten Park, in dem ich nur eine Woche zuvor mit meinem Enkel spazieren gegangen war, eine Bombe gelegt. Die Polizistin saß da, tunkte ihren Keks ein und trank ihren Tee, während ich mich abmühte, die Broschüre auszufüllen, die sie mir überreicht hatte: seitenweise Fragen, die ich beantworten sollte.

Wenn ich mit Multiple-Choice-Fragen konfrontiert bin, stieben meine Gedanken davon wie Stare. Nie ist die einzige Frage dabei, die ich mir selbst gestellt hätte und eventuell hätte beantworten können; und auf der Skala zwischen »sehr stark« und »überhaupt nicht« findet sich nie die Abstufung, die ich normalerweise ankreuzen würde. Und dann gab es – wie immer – eine Rubrik für eigene Vorschläge, wie der Terrorismus zu bekämpfen wäre, Vorschläge, die ich bedauerlicherweise nicht auf Lager habe. Was konnte ich schon sagen? Ich versuchte es mit: »Arabischunterricht für Rentner«, »Größere Wachsamkeit« und »Mehr Streifenpolizisten«, doch das wollte sie ganz bestimmt nicht hören. Was sollte die Polizei tun? Wie konnte ich ihr helfen?

Die Polizistin fühlte sich recht wohl in meiner warmen Küche, und es schien sie nicht zu stören, dass ich meine Antworten stöhnend wieder durchstrich. Plötzlich aber war ich davon überzeugt, dass ich den Rest meines Lebens oder auch nur die nächsten Minuten auf keinen Fall in der Erwartung zubringen wollte, von einem Selbstmordattentäter in die Luft gejagt zu werden. Und auch nicht mit irgendwelchen Phantasien, wie man ihn davon abhalten könnte, ganz zu schweigen von Diskussionen mit Nachbarn und der Polizei darüber, wie man einem solchen Schicksal am besten entgeht. Denn die Polizistin hatte angeregt, ich solle mich einer Anwohnerinitiative anschließen, die Vorschläge für mögliche polizeiliche Maßnahmen in der Fulham Street ausarbeitet.

Ein paarmal bin ich zu Protestveranstaltungen im Bezirksrathaus gegangen – meist gegen den Plan, gleich um die Ecke eine von der Londoner

Diözese gesponserte christliche Akademie zu eröffnen. Bei solchen Versammlungen sind alle sehr verärgert, wenn auch jeweils aus ganz unterschiedlichen Gründen: Gott, Verkehrsstaus, das Schicksal einer bestimmten Elfjährigen. Eine Gruppe, die das Ziel hätte, einen Terroranschlag zu vereiteln, wäre von Meinungsverschiedenheiten geplagt, noch bevor sie mit ihren Beratungen begänne – aber vermutlich würde sie erst einmal gegen den Ausschluss muslimischer Kinder von einer funkelneuen Schule am anderen Ende der Straße protestieren.

Wie auch immer, heutzutage wird viel zu oft Interesse an unserer Meinung geheuchelt. Unentwegt fragt die BBC ihre Zuschauer, was sie über dies oder jenes denken, und handelt sich entsprechend Ärger ein. Was fängt sie mit den Antworten, die bei ihr eingehen, eigentlich an? Das systematische Sammeln von Meinungen zum Terrorismus muss die Leute ja in Rage bringen; vielleicht regt es sogar ein paar Terroristen auf und lockt einige an, die an diesem Teil von London bislang verhältnismäßig wenig Interesse gezeigt haben. Am Ende konnte ich nur vorschlagen, dass die Polizei insgesamt weniger tut: weniger Menschen anhält, durchsucht, verdächtigt und verärgert. Vielleicht sollte sie sich wieder mit Rabauken und Einbrechern befassen und dafür sorgen, dass die Straßen sicher sind für unsere Kinder.

Und ich habe mir eben noch Gedanken darüber gemacht, dass ich nichts mehr haben will. Am Leben bleiben will ich offenbar schon, wobei man sich ein langes Leben ohne jede Begehrlichkeit schwerlich vorstellen kann. Vielleicht mag ich zum Beispiel irgendwann kein Frühstück mehr, kein Bett mehr oder keine Gesellschaft mehr, egal welche. Es muss doch Dinge geben, die ich haben will, so wie es Dinge gab, die Rupert Brooke am Herzen lagen. Vielleicht sollte ich sie auflisten, so wie er auflistete, was ihm besonders gut gefiel. Nur sind die Wünsche, die ich habe, unrealistisch: etwa ein Swimmingpool im Keller meines Hauses, anständige Zähne oder eine jährliche Reise nach Indien auf einem fliegenden Teppich statt in einem Flugzeug von Virgin. Und so richtig will ich nicht einmal diese Dinge.

Zu meinem Haus habe ich ein ähnliches Verhältnis wie zu meiner Kleidung. Abgesehen von einem Swimmingpool mangelt es ihm, soweit ich sehe, an nichts. Dennoch werden die meisten Häuser in meiner Straße alle paar Jahre fast komplett renoviert. Oft sind die Veränderungen so einschneidend, dass die Besitzer für Monate ausziehen und das Feld den

Bauarbeitern überlassen müssen. Die jüngste vollständige Renovierung meines Nachbarhauses hatte zur Folge, dass auch ich Teile meines Hauses streichen ließ, innen und außen. Schon überschlage ich, wie alt ich wohl sein werde, bevor irgendwer mich darauf hinweisen könnte, dass ein neuer Anstrich fällig ist. Bestimmt ist es fast fünfzig Jahre her, dass die kluge Schriftstellerin Penelope Gilliatt mir sagte, sie würde dreißig sein, bevor die Unterführung am Hyde Park fertiggestellt wäre. Jedes Mal, wenn ich hindurchfahre, muss ich daran denken. Sie meinte, es würde ewig dauern – dabei schwebten ihr bestimmt nur drei oder vier Jahre vor. Bei Fertigstellung der Unterführung wäre sie nicht mehr jung, und ihr Leben hätte sich für immer verändert. Und ich meine mich zu entsinnen, dass es genau so kam.

Vermutlich näherte ich mich etwas umständlich der Tatsache, dass ich vor allem keinen Sex mehr haben will. Das ist eine Erleichterung, aber auch eine Überraschung. Und ich frage mich, ob der Wunsch nach Dingen und Menschen, ob sämtliche Begehrlichkeiten und Sehnsüchte Aspekte des Narzissmus sind, genauer gesagt: ob all diese Gefühle auf irgendeine Weise mit dem Vergnügen am eigenen Selbst zusammenhängen. Hätte ich als junge Frau gewusst, dass eine Zeit kommen würde, da ich kein Vergnügen daran habe, meinen Körper zu bewohnen oder zu betrachten, da ich keine Erregung empfinde bei dem Gedanken, er könnte von einem anderen Menschen bewundert oder gar begehrt werden (besonders, wenn er raffiniert geschmückt – oder ganz und gar ungeschmückt – ist), wäre es mir vermutlich als nicht sonderlich erstrebenswert erschienen, am Leben zu bleiben. Etwas Ähnliches lässt zweifellos auch meine reizenden Enkelinnen zu ihren Shoppingtouren aufbrechen.

Zugegeben, ein derartiges Vergnügen oder schieres Interesse an mir selbst habe ich nur sporadisch erlebt, und selbst dann war es oft nur schwach ausgeprägt oder ambivalent. Schließlich ist man gerade in dieser Hinsicht anfällig für Tiefs und Depressionen, für einen Verlust an Selbstvertrauen. Aber präsent war es stets, und sei es nur als Erinnerung oder als Hoffnung. Ohne Dinge zu wollen, ohne das Gefühl, es gebe etwas potenziell Attraktives, ja Begehrenswertes an einem ansonsten eindeutig unscheinbaren Selbst, wäre es schwergefallen, auf der Welt zu sein, sie zu genießen, andere

Menschen zu lieben und zu mögen, sich nach ihnen zu sehnen, voller Begierde und Tatkraft der Zukunft entgegenzusehen. Es kann kein Zufall sein, dass Begehren, Begehrenswertsein und Begehrtwerden mehr oder minder mit einem Schlag abhandenkommen. Eigentlich eine ziemlich gute Regelung: Sie sorgt für Frieden. Zugleich aber empfindet man diesen Frieden als Mangel, als Beseitigung einer maßgeblichen Spielart des Auf-der-Welt-Seins, womöglich sogar als Verlust – obwohl vielleicht nicht bedeutsamer als der Verlust eines Vorderzahns.

Anscheinend können Menschen auch ohne Narzissmus, Eigenliebe, Eitelkeit recht bequem weiterleben. Aber ohne Libido? Weil ich in mir selbst keine mehr ausmachen kann, begreife ich plötzlich, was die Leute mit »Libido« meinen. Nicht nur Begehren, sondern eine Art gieriger und auf Wettbewerb beruhender Energie. Genau die ist mir abhandengekommen. Für mich war »Begehren« schon immer ein peinliches Wort. Ich wusste sehr gut, was es bedeutete, brachte es aber nicht über mich, es zu verwenden. Es weckte Assoziationen an ein glückseliges Dahinsinken, an einen siebten Himmel, zugleich aber steckte auch etwas Barbarisches und Habgieriges darin, eine wilde Raserei, um zu bekommen, was man wollte, ungeachtet jeden Widerstands und der Wünsche anderer.

Bei Racine kommt oft *désir* vor (ein bisschen unglaubwürdig und inkonsequent, denke ich, nachdem ich kürzlich eine Inszenierung von *Andromache* auf Französisch gesehen habe); ebenso in den Texten französischer Feministinnen, wo es, wie ich mich entsinne, offenbar um mehr als nur sexuelles Begehren geht. Es geht um einen Mangel, das heißt, darum, etwas zu wollen, was einem fehlt, was man nicht hat (eine höfliche Umschreibung der These, dass Frauen einen Penis haben wollen, auch wenn die strengeren feministischen Texte, besonders die über Lacan, sich lieber auf den »Phallus« beziehen). Ich war mir nie sicher, ob es wirklich das war, was mir fehlte oder was ich wollte. Obwohl ich annehme, dass der Phallus womöglich für bestimmte Arten des Wollens steht, für die Frauen nur allzu anfällig sind. Ist es also das, was ich nicht länger verspüre – *désir*? Und ist es einfach verschwunden? Ist das Herz alt geworden?

Etwas dem Begehren Ähnliches fehlt mir heute tatsächlich, hat sich vollkommen verflüchtigt – so sehr, dass ich mich kaum noch erinnern kann, derlei Gefühle je empfunden zu haben. Ich muss mich ziemlich anstrengen, wenn ich wenigstens ein Simulakrum dieser Gefühle in mir erzeugen will –